

Der Wert des zerbrochenen Lebens

Matthias Katsch wurde von Patern am Canisius-Kolleg sexuell missbraucht – seit einem Jahr kämpft er für eine angemessene Entschädigung

VON THORSTEN FUCHS

Die Wut ist eine tückische Macht. Sie kann sich mit der Scham verbünden und gegen den kehren, der sie empfindet. Dann kann sie ein ganzes Leben zerstören. Sie kann aber auch Kraft geben, kann ermöglichen, was man sich sonst nie getraut hätte, und im besten Fall gibt sie den Mut, einen Schuldigen in aller Öffentlichkeit auch einen Schuldigen zu nennen.

Was die Wut angeht, war das vergangene Jahr für Matthias Katsch ein gutes Jahr.

Es begann mit einer E-Mail, die er am 31. Oktober 2009 erhielt. „Das Canisius-Kolleg der 70er Jahre war nicht nur eine konfessionell geführte Eliteschule, sondern auch eine Schule, an der viele von uns Jungen sexuell missbraucht wurden“, schrieb darin ein früherer Mitschüler an seinen Abiturjahrgang. Der Schreiber nannte sich „CK 77“, er wollte sich nicht zu erkennen geben. Als Matthias Katsch sechs Tage später antwortete, unterzeichnete er mit seinem vollen Namen. Er schrieb, was er selbst erlebt hatte, und schickte die Mail an alle Adressaten seines Verteilers. Die Anonymität war durchbrochen. Er wusste nicht, was alles geschehen würde. Aber eines war ihm klar: „Schweigen hilft nicht weiter.“

Die Mails der ehemaligen Schüler des Canisius-Kollegs in Berlin waren der Auslöser für die größte Krise der katholischen Kirche in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten. Am 28. Januar 2010 informierten der Rektor Klaus Mertes und der Provinzial des deutschen Jesuitenordens die Öffentlichkeit über die Vorwürfe. Es war der Beginn einer Welle von Bekanntnissen und Enthüllungen: Das Gymnasium St. Blasien im Schwarzwald und das Aloisiuskolleg in Bonn, das Internatsgymnasium im Kloster Ettal, das sind nur einige der bekanntesten Fälle. Kein Bistum, das nicht von Missbrauchsfällen erschüttert wurde.

Matthias Katsch ist ein eher sanfter, fast defensiver Mensch. Er hat Philosophie studiert, Geld verdient er als Managementtrainer und Dozent. Man merkt es ihm an. Er spricht in wohlgeformten Sätzen, unterbricht sein Gegenüber nicht, hält Blickkontakt. Er wirkt eher kontrolliert als impulsiv, aber wenn er von der Kirche spricht, dann wird sein Tonfall plötzlich schärfer. Er hat ein Aufnahmegerät mitgebracht, um anschließend sicher zu sein, was er eigentlich alles genau gesagt hat. Vielleicht steht die Angst dahinter, dass die Wut ihn forttragen könnte. Von einer „monarchistischen Organisation“ spricht er dann, von „Gutsherrenart“, „von Gläubigen, die sich wie kleine Kinder behandeln lassen“, von einem „systematischen Zusammenhang zwischen der Institution und den Tätern“. In einem Aufsatz hat er die katholische Kirche als „Diktatur der Amtsträger“ bezeichnet und von einem „in-nerkirchlichen Machtkartell“ geschrieben. Der Schmerz sitzt tief bei Matthias Katsch.

Dieser Schmerz resultiert aus Erlebnissen wie diesem aus dem Jahr 1977. Katsch war 14, und er war mit Pater S. verabredet, um mit ihm die Artikel für die Schülerzeitung durchzusehen. Doch statt sich dann den Druckfahnen zuzuwenden, führte S. ihm seine Sammlung an Schlagwerkzeugen vor, Teppichklopfer, Stock, Schnur und vieles mehr. Katsch musste die Hose runterziehen, und während er die Hiebe auf seinem nackten Po spürte, hörte er, wie der Pater hinter ihm stöhnte. Anschließend fuhr der Geistliche ihn nach Hause und plauderte mit seinen Eltern. Es ist nur ein Erlebnis, eines von mehreren. S., sagt Katsch, sei sein Hauptpeiniger gewesen. Aber auch Pater R., der später unter anderem auch in Hannover arbeitete, habe sich an ihm vergangen.

Als sich Katsch und seine früheren Mitschüler Ende 2009 wieder trafen, da stellen sie fest, dass sie alle Ähnliches erlebt hatten. Nur bei der Art, wie sie damit später umgingen, teilten sie sich in zwei La-



„Ein Prozess des Wachwerdens“: Vor einem Jahr wurden die Missbrauchsfälle am Canisius-Kolleg aufgedeckt – der erste in einer Reihe von Skandalen, die die katholische Kirche immer noch erschüttern.

dpa

ger. Es gab jene, die stets zornig waren auf diejenigen, die ihnen das alles angetan hatten. Und es gab die, die das Erlebte still in sich verschlossen. „Ich habe diese Erlebnisse wie durch eine Milchglasscheibe betrachtet“, sagt Katsch über sich. Er wusste, was gewesen war, aber er ahnte nicht, wie es in ihm weiterwirkte. Er kämpfte mit Depressionen. Es fiel ihm schwer, Menschen zu vertrauen. Vergeblich suchte er Hilfe bei Therapeuten.



„Sprechen hilft tatsächlich“: Missbrauchsoffer Matthias Katsch. Surrey

Wie tief all das in ihm sitzt, was er als Schüler erlebt hat, beginnt er erst zu ahnen, als er 2002 bei einem Vortrag zufällig Pater R. wiedertrifft. „Das war wie ein Schock. Ich war völlig sprachunfähig.“ Was dann beginnt, nennt Katsch heute einen „Prozess des Wachwerdens“. Er hat nie über die Erlebnisse geredet. Nicht mit seinen Eltern, nicht mit dem Partner, nicht mit Freunden. Aber als er am 6. November 2009 seine Mail abschickt, da ist er ganz und gar wach.

Zusammen mit ehemaligen Mitschülern gründet er Anfang 2010 den „Eckigen

Tisch“, eine Initiative für Missbrauchsoffer von Jesuitenschulen. Katsch will nicht wieder schweigen, und es ist ein Jahr der Gegensätze, das er nun erlebt. Da ist die große Euphorie, als sie die Leiter der Jesuitenschulen und des Ordens treffen, als sie ihnen berichten, was sie erlebt und erlitten haben, und die Bestürzung der Ordensleute beobachten. Katsch und seine Mitstreiter taten, wovon Therapeuten abraten: Sie setzten sich mit Vertretern der Organisation, der auch die Täter entstammten, an einen Tisch. „Und wir merkten: Sprechen hilft tatsächlich.“

Doch darauf folgt die große Enttäuschung, als der Chef des Ordens zwei Tage vor ihrem nächsten Treffen im September per Zeitung einen vierstelligen Betrag als Entschädigungssumme in Aussicht stellt, ohne noch einmal mit den Betroffenen zu sprechen. Da zerbricht Katschs Hoffnung auch auf einen Wandel in der Kirche. Die Atmosphäre beim zweiten Treffen, dem bislang letzten, war entsprechend angespannt.

Inzwischen haben die Jesuiten ihr Angebot konkretisiert. 5000 Euro wollten sie den ihnen bekannten Opfern zahlen, 200 sind es nach Angaben des Ordens. Die gleiche Summe hat das Kloster Ettal den Betroffenen in Aussicht gestellt, und alles deutet darauf hin, dass auch die Deutsche Bischofskonferenz im März diesen Betrag nennen wird.

5000 Euro – ist das eine Entschädigung für jahrelanges Leiden? Kann es das überhaupt geben: einen angemessenen Ausgleich für ein zerbrochenes Leben? Thomas Busch, Sprecher der Jesuiten, nennt die 5000 Euro eine symbolische Zahlung. „Der Orden geht davon aus, dass das Leiden nicht wiedergutmacht werden kann“, erklärt er. Der Betrag solle keine Entschädigung, sondern eine Anerken-

nung sein – deren Höhe sich auch an der „Leistungsfähigkeit des Ordens“ orientiere, wie Busch einräumt. Mit anderen Worten: Für mehr reicht das Geld des Ordens und der Kirche nicht.

Die Opferverbände empfinden das Angebot jedoch als Hohn. Es werde versucht, „das jahrzehntelange Organisationsversagen mit Geld aus der Portokasse wegzuwaschen“, kritisiert der Verein der Ettaler Misshandlungs- und Missbrauchsoffer. Matthias Katsch und der „Eckige Tisch“, der rund 50 Betroffene vertritt, fordert genau 82 373 Euro pro Person. Es ist laut „Eckigem Tisch“ der Durchschnitt der Entschädigungszahlungen, die Gerichte in den vergangenen Jahren in Deutschland und Österreich festgesetzt haben. Die Vorstellungen, kann man sagen, liegen noch sehr weit auseinander.

Aber vielleicht geht es bei diesem Streit auch gar nicht so sehr um Geld. Mindestens ebenso sehr geht es um das Gefühl, erneut übergangen worden zu sein. „Mit uns“, sagt Katsch, „hat sich niemand geeinigt.“ Für die Jesuiten sind die 5000 Euro das letzte Wort. Katsch hat deshalb an die deutschen Bischöfe geschrieben und um ein Gespräch gebeten. Eine Reaktion ist bei ihm nicht angekommen. Er sagt, die Situation erinnere ihn an jene Ohnmacht, mit der er der Kirche schon einmal gegenüberüberstand. Nur dass er diesmal nicht bereit ist, einfach zu schweigen. Wenn sich die Bischöfe in diesem Monat in Paderborn treffen, wollen er und andere Betroffene auch dorthin kommen und auf ein Gespräch drängen.

Sich am Wegesrand postieren, die Bischöfe ansprechen: Nein, das ist keine angenehme Vorstellung für Katsch. Aber er ist nach wie vor Mitglied der katholischen Kirche, und er will von ihr gehört werden, zumindest das. Der „Eckige Tisch“ will katholische Jugendliche bewegen, mit ihnen in Paderborn zu demonstrieren. Vielleicht kann es endgültige Versöhnung zwischen beiden Seiten ohnehin nicht geben. Aber leicht machen will es Matthias Katsch der Kirche nicht. Dazu ist noch zu viel Wut in ihm.

Die geschützten Täter

VON SIMON BENNE

Hildesheim. Es ist ein Mea Culpa. Ein Schuldbekennnis, veröffentlicht vom Bistum Hildesheim auf seiner Internetseite: „Wir müssen mit Scham bekennen, dass die Aktenlage undurchsichtig ist“, heißt es dort. In älteren Personalakten finden sich oft keine Angaben darüber, dass Priester des sexuellen Missbrauchs schuldig geworden waren. Sie wurden geschönt, die Taten unter den Teppich gekehrt – und manche Katholiken wollten davon wohl auch gar nichts hören: „Die Täter hatten in der Kirche einen Schutzraum gefunden“, sagt Martina Schulz kritisch. „Viele konnten sich damals nicht vorstellen, dass Priester ‚so etwas‘ tun.“

Die promovierte Psychiaterin, die eine Praxis in Hildesheim hat, ist eine der Ansprechpartnerinnen des Bistums bei Missbrauchsfällen. Dass sie selbst Schwester im Orden der Vinzentinerinnen ist, sei für Betroffene meist keine Hemmschwelle, sagt sie: „Manche wollen gerade der Kirche zurückgeben, was sie in der Kirche erlitten haben.“ Mit einigen Opfern hatte sie nur flüchtig per Mail Kontakt, in anderen Fällen vermittelte sie aber auch Therapien, die das Bistum bezahlte. „Finanziell die Entschädigung ist den meisten Opfern gar nicht so wichtig – es geht ihnen nicht ums Geld“, sagt sie.

Seit Bischof Norbert Trelle vor einem Jahr Aufklärung versprochen und Betroffene bat, das Bistum zu informieren, meldeten sich dort 38 Opfer. Von insgesamt 24 Priestern des Bistums ist bekannt, dass sie sich seit 1945 sexueller Übergriffe schuldig gemacht haben; 17 dieser Priester sind bereits verstorben. Seit 1995 wurden noch drei Fälle bekannt, in allen gab es strafrechtliche Verfahren. Die drei Priester sind nicht mehr in Amt und Würden. „Dass Täter einfach in eine andere Pfarrei versetzt werden, wäre heute nicht mehr möglich“, sagt Martina Schulz.



Martina Schulz ist Ansprechpartnerin des Bistums Hildesheim bei Missbrauch. Dillenburg

Im vergangenen Jahr hat der Bischof einen fünfköpfigen Beraterstab zum Thema Missbrauch eingerichtet. Nach neuen Richtlinien der Bischofskonferenz dürfen Kirchenmitarbeiter nicht mehr selbst Polizei spielen, wenn Verdachtsfälle bekannt werden, sondern müssen die Staatsanwaltschaft einschalten. Und das Bistum setzt auf Prävention: Martina Schulz und die anderen Experten des bischöflichen Beraterstabes wollen in den kommenden Monaten alle 18 Dekanate des Bistums besuchen, um dort Mitarbeiter zu schulen: „Sie zu sensibilisieren ist das Wichtigste“, sagt Schulz.

Teils mühsam hat sich die Kirche im vergangenen Jahr dazu durchringen müssen, Schulz zu bekennen und aufzuklären. „Wir mussten erst lernen, dass wir uns um die Opfer kümmern müssen“, sagt Heinz-Günter Bongartz. Als die Fälle 2010 bekannt wurden, war er der Missbrauchsbeauftragte des Bistums. Opfer berichteten ihm erschütternde Geschichten. Geschichten von zerrissenen Leben und zerstörten Seelen. „Was geschehen ist, können wir nicht ungeschehen machen“, sagt Bongartz, den der Papst jetzt zum Weihbischof ernannt hat. „Aber wir können zuhören.“

Minister auf Bewährung

Eine zweite Chance – oder eine Verhöhnung aller Doktoranden? Die Affäre Guttenberg treibt die Union und die Wissenschaft um

VON STEFAN KOCH UND
URSULA MOMMSEN-HENNEBERGER

Berlin. Jeder Stuhl war besetzt, und so mancher Journalist lehnte stehend an der feinen Vertäfelung des Ballsaals. Mit so einer starken Resonanz hatten Markus Wehner und Eckart Löschke nicht gerechnet. Jedenfalls nicht damals, als sie das Buch schrieben. Im Hotel Adlon am Brandenburger Tor stellten sie am Montag ihr Werk „Guttenberg. Biographie“ vor. Schon 2010 haben sie die Arbeit an dem Buch abgeschlossen – und doch bietet es verblüffend und verblüffend viele Antworten auf Fragen zur Plagiatsaffäre, die den Nachrichtenfluss in diesen Wochen dominiert. Dem Minister, finden die Autoren, geht es mehr um den Schein als um das Sein.

Mit Akribie hatten sich Wehner und Löschke, die beide einen Dokortitel tragen, den Lebenslauf des 39-jährigen Jungstars vorgenommen und festgestellt, dass die offizielle Vita ziemlich „aufgeblasen“ ist, wie es die Redakteure der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ formulieren. Was sie damals nicht wissen konnten: Im Zuge der Plagiatsaffäre kommen immer mehr Aufälligkeiten und Aufgeblasenheiten ans Tageslicht. So war aus der Bayreuther Uni-

versität am Montag zu erfahren, dass es sich bei dem Prädikatsexamen des Studenten Guttenberg um die Note „befriedigend“ handelte – und das im untersten Bereich der Abstufungen, für die ein Prädikat vergeben wird. Mit dieser mäßigen Note konnte der CSU-Politiker nur dank einer Ausnahmegenehmigung des Uni-Dekans in Bayreuth promovieren. Pikanterweise war dieser Dekan ein früherer Vorsitzender der Jungen Union und ist bis heute mit der CSU eng verbandelt.

Aus diesen Auffälligkeiten ergeben sich keine juristischen Konsequenzen. Ebenso wenig wie aus der Tatsache, dass Guttenberg lange Zeit maßgeblich an einem Unternehmen beteiligt war, das die Universität mit einer Dreiviertelmillion Euro unterstützte. „Aber ein Geschmäcke hat das schon“, sagt ein Bayreuther Professor, der namentlich nicht genannt werden will.

An einem „Geschmäcke“ will man sich indes in Berlin nicht orientieren. Schon gar nicht im Kanzleramt. Regierungssprecher Steffen Seibert verweist auf offene Fragen: „Wir warten jetzt erst einmal das Urteil aus Bayreuth ab.“ Das, wie indirekt auch immer, ein Urteil über die Regierungsfähigkeit des Verteidigungsministers gleich mitliefert?

Die Universitätsleitung hatte Guttenberg vergangene Woche den Dokortitel aberkannt und zugleich mit einer längeren Untersuchung darüber begonnen, ob bei der Abfassung der Promotion eine Täuschungsabsicht vorlag. Ein Verfahren, das der Verteidigungsminister mit der zügigen Aberkennung des Titels eigentlich verhindern wollte. Stattdessen wird's immer schlimmer für ihn.

Am Montagmorgen haben Doktoranden im Kanzleramt einen Brief abgegeben, mit 20 000 Unterschriften, am Nachmittag hatte die Internetversion bereits 30 000. Sie verfolgten, schreiben sie an die Kanzlerin, „mit großer Erschütterung und noch größerem Unverständnis“ die Debatte um Guttenberg. „Wir haben den Eindruck, dass Sie mit aller Macht versuchen, einen Minister zu halten, der trotz massiver Gegenbeweise immer noch die Behauptung aufrechterhält, er habe in seiner Doktorarbeit nicht bewusst getäuscht.“

Dass Merkel zur Entlastung Guttenbergs gesagt hat, sie habe ihn als Verteidigungsminister und nicht als wissenschaftlichen Assistenten eingestellt, sei „eine Verhöhnung aller wissenschaftlichen Hilfskräfte sowie aller Doktorandinnen und Doktoranden, die auf ehrliche Art und

Weise versuchen, ihren Teil zum wissenschaftlichen Fortschritt beizutragen.“

Danach ging's Schlag auf Schlag. Guttenbergs Doktorvater, der Bayreuther Professor Peter Häberle, ging auf Distanz. Mit sehr großem Bedauern habe er zur Kenntnis nehmen müssen, dass die Umstände der von ihm betreuten Promotion geeignet seien, „den Ruf der Universität Bayreuth in der öffentlichen Diskussion in Misskredit zu bringen“. Der Vorsitzende der niedersächsischen Hochschulrektorenkonferenz, Jürgen Hesselbach, empfahl Guttenberg in NDR 1 den Rücktritt: „Zu Guttenberg wird sich sehr schwer tun, im Amt zu bleiben“, sagte der Präsident der TU Braunschweig und erhielt gleich Schützenhilfe vom Präsidenten der Uni Hannover, Erich Barke. Guttenberg „ist immer charakterisiert worden als sehr vorbildlich, klar, ehrlich. Das ist, glaube ich, vorbei.“

Dann meldete sich auch noch Wissenschaftsministerin Annette Schavan in der „Süddeutschen Zeitung“ zu Wort. Sie verstehe die Verärgerung in der Wissenschaft, sagt sie: „Als jemand, der selbst vor 31 Jahren promoviert hat und in seinem Berufsleben viele Doktoranden begleitet durfte, schäme ich mich nicht nur heimlich.“ Das werde Guttenberg nicht anders gehen. Es



Akademisch zu durchschnittlich für eine Promotion? Die Uni Bayreuth untersucht die Causa Guttenberg. dpa

gelte aber: „Er hat eine zweite Chance verdient, zumal doch alle wissen, dass er ein großes politisches Talent ist.“

Schavan kann sich immer besonderer Aufmerksamkeit sicher sein, gilt sie doch als eine der engsten Merkel-Vertrauten. In der Regel spiegeln ihre Worte Merkels Denken bis ins Detail wider. In diesem Fall heißt das nichts anderes als: Guttenberg ist ein Minister auf Bewährung.

Noch darf sich Guttenberg durch seine hohen Popularitätswerte geschützt fühlen. Solange er ein Garant für Wahlerfolge ist, denkt CDU-Chefin Merkel nicht daran, ihn aus dem Amt zu werfen. Doch die parteiinterne Kritik bricht an manchen Stellen durch. So soll sich Bundestagspräsident Norbert Lammert in einem kleinen Kreis von SPD-Abgeordneten drastisch geäußert haben. Diese Affäre, zitieren ihn Gesprächsteilnehmer, sei „ein Sargnagel für das Vertrauen in unsere Demokratie“.

An dem Gescholtenen perlt das ab. Bisher zumindest. Vor einer CSU-Vorstandssitzung in München hob er gestern hervor, dass er sich auf die Arbeit als Minister konzentriere: „Ich habe dieses Amt auszufüllen und fülle das mit Freude auch entsprechend aus.“ Über Rücktrittsgedanken kein Laut.